

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in
Argentinien

20. September bis 01. November 2003

Stadtteilversammlungen, Straßenblockaden und besetzte Fabriken: Die neuen sozialen Bewegungen in Argentinien

Von Kathrin Schröter

Argentinien vom 20.09. – 01.11.2003



Inhalt

1. Zur Person	672
2. Der „Kochtopfaufstand“ - und was danach kam...	672
3. Die „Asambleas barriales“ - Stadtteilversammlungen in Buenos Aires	676
3.1. Von Suppenküchen und Tango-Kursen	676
3.2. „Am Anfang dachten wir, jetzt kommt die Revolution...“	680
3.3. Die „Ley de las Comunas“	681
4. Piqueteros - Der Protest der Arbeitslosen	683
4.1. Die „Bewegung Teresa Rodriguez“ (MTR)	684
4.2. Die „Bewegung der arbeitslosen Arbeiter“ (MTD) in Solano	687
5. Exkurs: Besuch im Armenviertel „Villa 21“	688
6. Fabrikbesetzungen - die etwas andere Wirtschaft	689
6.1. (Kultur)fabrik IMPA, Brukman, Chilavert, Hotel Bauen	690
7. Ausblick	693
8. Danke	695

1. Zur Person

Kathrin Schröter, geboren am 2. April 1968 in Düsseldorf. Studium der Politikwissenschaft, Romanistik und Geschichte in Köln und Barcelona. Diverse journalistische Praktika und freie Mitarbeit u.a. bei Kölner Stadtanzeiger, Deutsche Welle, Redakteurin des Studentenmagazins „Einblick“, dann Volontariat beim WDR. Seit 1999 Redakteurin und Moderatorin bei WDR Funkhaus Europa.

2. Der „Kochtopfaufstand“ - und was danach kam...

Zwölf Stunden nebeneinander sitzen und schweigen – das muss man erst mal schaffen. Gott sei Dank habe ich ein Buch mit ins Flugzeug genommen, denn mein Sitznachbar im Muskelshirt, das seine prächtigen Tattoos enthüllt, bedeutet mir mit grimmigem Geradeausblick, dass er an einem Schwätzchen nicht interessiert ist. Tatsächlich hatte ich schon gehört, dass die Bewohner von Buenos Aires ganz schön arrogant sein können. Hoffentlich kein schlechtes Omen! denke ich mir. Aber weil ich mir im nasskalten Köln kurz vor der Abfahrt noch eine Erkältung geholt habe, sind mir im Flieger beide Ohren zugefallen, und ich kann sowieso kaum etwas hören. Einen dicken Roman später landen mitten wir im Frühling. Die Fahrt vom Flughafen in die Stadt kommt mir ewig vor. Von der Wirtschaftskrise, in die das Land gefallen ist, kann ich auf den ersten Blick überhaupt nichts erkennen: Die Straßen sind voller Autos auch teurerer Marken, es gibt unzählige Geschäfte und vor allem Restaurants an jeder Ecke. Gutgekleidete Menschen eilen ihren Geschäften nach, die Auslagen der Boutiquen zeigen denselben Schick wie in Köln, Berlin oder London. Auf meinen ersten Erkundungsgängen kreuze ich luxuriöse Shopping Malls, Schönheitssalons, Designerkneipen. Als ich an der zehnten „Parilla“ vorbeikomme, kann ich nicht mehr widerstehen: Ich esse mein erstes von vielen Steaks, und es ist wirklich köstlich... Aber als ich abends durch die Innenstadt laufe, sehe ich plötzlich überall zerlumpte Gestalten mit Einkaufswagen und Sackkarren durch die Straßen ziehen, die den Müll durchwühlen und Papier in ihre Gefährte häufen. Es sind nicht ein paar, es sind hunderte, überall, allein oder in kleinen Gruppen klappern sie zielstrebig ihr Revier ab. Und dann komme ich an einer Bankfiliale vorbei und sehe die Spuren von dem, was sich hier vor knapp zwei Jahren abgespielt hat: Die eisernen Rollgitter vor dem Eingang sind von unzähligen Dellen übersät...

Rückblende: Es war kurz vor Weihnachten des Jahres 2001, als plötzlich Bilder aus Argentinien über die heimischen Bildschirme flimmerten. Scheinbar völlig unvermittelt war dort ein Aufstand losgebrochen. Man sah Menschen, die Supermärkte plünderten, andere trommelten mit den Fäusten auf die geschlossenen Türen von Banken ein. Menschenmassen versammelten sich auf den Straßen und veranstalteten ohrenbetäubenden Lärm, in dem sie symbolträchtig auf ihre leeren Kochtöpfe einschlugen. Dann, am 19. Dezember 2001, explodierte der Protest. Ausgelöst durch eine Fernsehansprache des damaligen Präsidenten Fernando de la Rúa, in der er wegen der Unruhen den Ausnahmezustand verhängte. In dieser Nacht hielt es keinen Argentinier mehr zuhause. Millionen strömten nach draußen. Man sammelte sich an der Straßenecke, zog gemeinsam weiter, Richtung Innenstadt, Richtung Regierungssitz. Die riesige Plaza de Mayo vor der Casa Rosada war binnen Stunden mit der größten Demonstration gefüllt, die das Land seit über 50 Jahren erlebt hatte. „Que se vayan todos“, schrieten die wütenden Demonstranten – „Sie sollen alle verschwinden!“ Gemeint waren damit die Politiker. Denn das ehemals erfolgreichste Schwellenland Lateinamerikas, die Ex-Kornkammer des Kontinents, das reiche Land am Rio de la Plata mit seinen fruchtbaren Böden und Bodenschätzen war von seinen Politikern in den Ruin getrieben worden. Argentinien war bankrott.

Doch natürlich war das nicht von einem Tag auf den anderen passiert. Argentinien war Ende der 90er Jahre in die Krise getrudelt. 2001 dann lebte über die Hälfte der argentinischen Bevölkerung unterhalb der Armutsgrenze. Jeder fünfte war ohne Job. Die Kaufkraft war um die Hälfte gesunken. Die argentinische Industrie lag am Boden, das Land war völlig überschuldet - 140 Milliarden Dollar betragen zu diesem Zeitpunkt allein die Auslandsschulden - und zahlungsunfähig. Viele Kritiker sehen in dieser Entwicklung ein Scheitern der neoliberalen Wirtschaftspolitik von IWF und Weltbank, die in kaum einem anderen lateinamerikanischen Land so radikal angewendet wurde wie in Argentinien: Massenhafte Privatisierungen, Liberalisierung, Konzentration auf Agrarexporte, Kopplung des argentinischen Peso an den Dollar. Der Nobelpreisträger und Ex-Vize-Präsident der Weltbank Joseph Stiglitz sagt über den Neoliberalismus: „Er kurbelt das Wirtschaftswachstum nicht an, er steigert nicht die Leistungsfähigkeit, er erhöht die soziale Ungleichheit.“ Argentinien, so Stiglitz, sei das beste Beispiel dafür: Vor den Reformen sei das Wachstum wesentlich größer gewesen, und dort, wo es Wachstum gegeben habe, hätten nur etwa 10 Prozent der Bevölkerung profitiert, während Mittelschicht und Arme leer ausgegangen seien. Dazu kam die Korruption der politischen Klasse: Seit

Jahren liegt das Land auf den hintersten Plätzen des Korruptionsindex von Transparency International.¹

In Argentinien hat die Wirtschaftskrise auch zu einer politischen Krise geführt, die Ende 2001 ihren Höhepunkt erreicht. Man hat das Vertrauen in die Politik komplett verloren. In dieser Situation greift Präsident Fernando de la Rúa zu einer radikalen Maßnahme, um die Inflation zu stoppen: Er lässt alle Konten sperren. Niemand kommt mehr an sein Erspartes. Das empört die Bevölkerung umso mehr, als der IWF schon seit Monaten die Abkopplung des völlig überbewerteten Pesos vom US-Dollar fordert. Bankguthaben drohen damit zwei Drittel ihres Wertes zu verlieren. Im Januar 2002 werden sich diese Befürchtungen bewahrheiten: Der Wechselkurs wird freigegeben. Weil der „Corralito“ (Abhebestop) zu diesem Zeitpunkt noch anhält, haben damit alle Kontoinhaber über Nacht zwei Drittel ihres Vermögens verloren.²

Dieser Vertrauensbruch lässt vor allem die argentinische Mittelklasse aus einer Art politischen Lethargie erwachen, in die sie das argentinische Trauma der Militärdiktatur (1976-1983) versetzt hat. Damals waren 30.000 Menschen einfach verschwunden, entführt und ermordet worden. Jegliche Form von Opposition oder Widerstand wurde tödlich bestraft. Immer wieder habe ich in Interviews mit Argentinern gehört, dass sie die Massendemonstrationen des 19. und 20. Dezember wie einen Neuanfang erlebt haben. An diesen beiden Tagen brachen sich Empörung, Wut und Verzweiflung Bahn; das Maß war voll, man war nicht mehr bereit, die katastrophale Situation hinzunehmen. Und als am 20. Dezember Präsident Fernando de la Rúa unter dem Druck seines Volkes zurücktreten musste, war man sich über die Kraft und das Potential klar geworden, das in dem Protest steckte. Auch wenn es schon vor diesem Datum Proteste sozialer Gruppen gegeben hatte - die arbeitslosen Piqueteros hatten bereits in der zweiten Hälfte der 90er Jahre begonnen, sich zusammenzuschließen - der „cacerolazo“ (Kochtopfaufstand) war die Geburtsstunde einer neuen Bürgerbewegung in Argentinien. „Der Aufstand war vielleicht nicht der Ursprung, denn es gab schon besetzte Fabriken, es gab

¹ 2003 hat Argentinien auf dem PCI-Korruptionsindex von 10-1 einen Wert von 2,5. Zum Vergleich: Deutschland 7,7; Chile 7,4; Brasilien 3,9. Quelle: Transparency International

² Wegen der Zahlungsunfähigkeit der Banken wurde inzwischen ein Teil der Guthaben in so genannte „Bonos“ umgewandelt, Schuldscheine, die ab 2007 eingelöst werden sollen. An der Abwertung des Vermögens ändert das nichts. Betroffen sind davon bekanntermaßen auch ausländische Sparer, die in argentinische Staatsanleihen investiert haben. Allein in Deutschland sind das 40.000 Menschen, die allerdings alles andere als bereit sind, die von Argentinien vorgeschlagene Abwertung ihrer Anlagen um 75 % zu akzeptieren.

schon die Piqueteros, nur die Stadtteilversammlungen entstanden wirklich erst danach. Aber der „cacerolazo“ machte diese Bewegungen sichtbar, die vorher unsichtbar waren – für den Rest der Welt, aber auch untereinander“, meint Diego Sztulwark, ein junger Soziologe, der der Forschungsgruppe „colectivo situaciones“ angehört, die die Bewegung seit einigen Jahren beobachtet und begleitet.³

„Es war wie ein Aufwachen“, erinnert sich der Psychologe Alfredo Schwarcz an die Kochtopfdemos. Der Endvierziger, Nachkomme von deutschen Juden, die im Dritten Reich nach Argentinien flohen, ging damals selbst zusammen mit seiner Frau auf die Straße. Es war das erste Mal, dass sie so lautstark Forderungen stellten. Den Schwarcz` sitzt wie vielen ihrer Generation noch die Erfahrung der Militärdiktatur in den Knochen. Damals war politische Aktivität lebensgefährlich. Viele Bekannte der Schwarcz gehörten zu denen, die von einem Tag auf den anderen einfach nicht mehr da waren. „Wir dachten, sie wären im Gefängnis“, erinnert sich Patricia Schwarcz-Fränkell. „Niemand hätte zu dem Zeitpunkt gedacht, dass man sie alle umgebracht hätte.“ Viele aus ihrer Generation hatten deshalb Angst vor politischer Agitation, auch noch Jahre später in der Demokratie. Deshalb empfanden sie die Massendemonstrationen vom 19. und 20. Dezember wie einen Befreiungsschlag. Und sie beschlossen, dass sie es dabei nicht belassen wollten.

Nach den Demos gingen die Versammlungen weiter, Woche für Woche, an der Straßenecke oder in Parkanlagen. In hunderten solcher Versammlungen wurde heftig diskutiert, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Immer sonntags trafen sich dann alle Gruppen in einem großen Park zu einer Vollversammlung. Man vernetzte sich im Internet, gab kleine Zeitschriften heraus. Eine Versammlung (Asamblea) des Stadtteils Palermo gelangte sogar zu einer eigenen Radiosendung im Bürgerfunk. Zeitungen in Europa berichteten über die neue Bewegung, die Globalisierungskritikerin Naomi Klein drehte einen Film über die Proteste. Am Anfang waren es Zehntausende, die zunächst vor allem protestieren wollten und eine andere Politik forderten. Daraus entstanden die dauerhaften Nachbarschaftsversammlungen Bürgerinitiativen, die bis heute existieren, wenn auch mit weit weniger Beteiligung als zu Anfang. Schätzungsweise 40 Gruppen gibt es noch in Buenos Aires, mit vielleicht je 30 Teilnehmern, die natürlich auch nicht alle gleich aktiv sind. Nach und nach fanden die Gruppen ihr Profil: Viele organisieren Suppenküchen, Vorträge, Straßenfeste. Manche veranstalten Tango-

³ Auf deutsch ist von *colectivo situaciones* erschienen: „*Que se vayan todos! Krise und Widerstand in Argentinien*“, Verlag Assoziation A, Berlin 2003.

und Theaterkurse, führen Tetanus-Impfungen für Cartoneros (Menschen, die vom Sammeln von Müll und Papier leben) durch. Die Aktivitäten sind dabei oft vereinzelt und unverbunden. Es gibt aber auch gemeinsame Projekte, wie zum Beispiel das der „Ley de las Comunas“, auf das ich später noch komme.

Die Asambleas sind ein Teil der Bürgerbewegung, die in Argentinien entstanden ist. Ursprünglich wollte ich meine Recherche auf sie beschränken, aber vor Ort zeigte sich dann, dass man das Thema damit zu sehr beschneiden würde. Denn zahlenmäßig viel größer ist die Gruppe der Piqueteros, der organisierten arbeitslosen Fabrikarbeiter aus den Vorstädten. Und es gibt die Bewegung der Fabrikbesetzer, die in leer stehenden Unternehmen den Betrieb wieder aufgenommen haben. Der folgende Text ist also das Ergebnis der Recherchen, Interviews und Besuche bei mehreren Asambleas, zwei Piquetero-Gruppen und einigen besetzten Unternehmen in Buenos Aires im Oktober/November 2003, kurz vor dem zweiten Jahrestag des „cacerolazo.“

3. Die „Asambleas barriales“ – Stadtteilversammlungen in Buenos Aires

3.1 Von Suppenküchen und Tango-Kursen

Sonntagmittag im Stadtteil Palermo. Das Szene-Viertel der Millionenstadt Buenos Aires. Rund um einen kleinen Platz, die Plazita Serrano, sitzen junge Leute in Cafés. Es gibt Milchkaffee und kleine, knusprige Croissants. Man erholt sich vom Einkaufen. Immer am Wochenende bieten hier in den Cafés junge Modedesigner ihre Kreationen zum Verkauf. Schicke Abendgarderobe, Witziges oder Schrilles für jede Gelegenheit, in den Kneipenräumen auf Kleiderständen ausgestellt. Für die, die es sich leisten können, echte Schnäppchen: Ein Rock für umgerechnet zehn Euro, ein Jackett für fünf- undzwanzig, alles hand geschneidert. Für die jungen Designer ist es eine Überlebensstrategie. Sie gehören zu den vielen Argentinern, die in der Krise keine Chance auf eine Anstellung haben. Aber auch kein Geld, um in eine eigene Boutique zu investieren. Von denen gibt es trotz Krise noch eine Menge, besonders in Palermo, in den Straßen rund um die Plazita Serrano, und auch immer noch Kundschaft. Die zieht es abends nach dem Shoppen in die schicken Restaurants und Sushi-Bars, die Clubs und Designerkneipen des Viertels, das mit seinem leicht morbiden Charme ein bisschen an den Prenzlauer Berg in Berlin erinnert.

Selten sieht man die Ungleichheit in Argentinien so deutlich, wie an solchen Abenden. Denn inzwischen sind die Cartoneros an der Arbeit. Mit ihren Einkaufswagen und Sackkarren ziehen sie durch die Strassen, vorbei an den schick gekleideten Leuten in den Cafes, und wühlen im Müll, der abends vor die Haustür gestellt wird. Tausende strömen täglich aus den Vororten in die Stadt. Sie suchen nach Altpapier, das sie für ein paar Pesos an Sammelstellen verkaufen. „Jeden Tag komme ich hierher“, erzählt Rodolfo, den ich später in einer Suppenküche treffe. Er ist seit ein paar Jahren Cartonero, hat eine Frau und zwei Kinder. „Es ist hart, aber was soll’s. Davon lebe ich. Von einem Tag auf den anderen.“ Rodolfo steckt in schmutzigen Klamotten und sieht jetzt, am späten Abend, ziemlich erschöpft aus. Gut sechs Stunden ist er heute durch die Stadt gelaufen, ein Einkaufskarren voll säuberlich gestapeltem Karton ist die Ausbeute des Tages. Doch das bringt ihm höchstens zehn Pesos, etwa drei Euro. Jetzt hat er noch 50 Kilometer Heimweg vor sich, das bedeutet zwei Stunden Bahnfahrt und eine halbe Stunde Fußmarsch. Dann ist er zuhause: „Wir leben in einem kleinen Haus aus Holz, mit Wellblechdach. Meine zwei Söhne, meine Frau und ich.“ Fast alle Cartoneros kommen aus den Vorstädten, ein eigener Sonderzug bringt sie in die Stadt: Der „Tren Blanco“, ein Zug ohne Sitze, damit die Karren mit hineinpassen.

Heute hat Rodolfo Glück: Immer sonntags gibt es in seinem Revier Abendessen umsonst. Eine warme Mahlzeit, Mate-Tee und Obst. Es ist die Asamblea von Villa Crespo, einem Stadtteil ganz in der Nähe, die die Armenküche betreibt. An einem Tisch teilt eine ältere Dame Essen aus. „Heute hab ich einen Eintopf gekocht: Mit klein geschnittenem Fleisch, Nudeln, Tomatensauce, Erbsen, Kartoffeln, Zwiebeln gehören auch rein. Das mach ich zuhause und bring es dann im Topf hierher. Das ist meine Art etwas zutun angesichts der schlimmen Not von vielen Menschen in diesem Land“, erzählt sie. Im leer stehenden Ladenlokal eines bankrott gegangenen Bürokomplexes hat man eine notdürftige Küche eingerichtet. Den Raum hatten die Nachbarn zuerst einfach besetzt, und dann in langen Verhandlungen der Konkursverwaltung abgetrotzt. Eine Strategie, der viele Asambleas gefolgt sind: Manche Gruppen haben städtische Markthallen besetzt, Räume eines stillgelegten Bahnhofs oder andere Gebäude, die langsam vor sich hin verfallen. In Villa Crespo haben die Nachbarn den städtischen Konkursverwalter überzeugen können, ihnen die Räume für ihre soziale Arbeit bis auf weiteres zu überlassen. Man hat eine notdürftige Küche eingerichtet, es gibt einen großen Kühlschrank und eine Spüle, zusammengesammelt aus Spenden. An langen Tischen sitzen ganze Familien von Cartoneros, viele haben Kinder dabei. In der Suppenküche hat man ihnen eine Ecke eingerichtet, wo sie spielen und malen können. Die Kinder kom-

men neugierig angelaufen, als ich mein Aufnahmegerät auspacke, jedes will etwas ins Mikro sagen und gleich darauf abhören. So erzählen sie kichernd, dass sie ihren Eltern beim Papiersammeln helfen oder um Geld betteln. In die Schule gehen sie nicht. Eines der Kinder ist offenbar geistig behindert, mit seiner Mutter unterhalte ich mich über ihre Situation. Zehn Kinder habe sie, erzählt die Frau, die ich für über vierzig halte - sie ist erst dreißig, sagt sie. 150 Pesos Unterstützung bekommt sie vom Staat für die Großfamilie, deshalb bleibt nur das Müllsammeln, um die Familie über Wasser zu halten.

Ein paar deutlich besser gekleidete Frauen und Männer teilen in der Suppenküche Essen aus, spülen Teller. Die meisten sind zwischen 40 und 60, so wie in den anderen Asambleas, die ich besucht habe. Akademiker, Angestellte, ein paar wenige Studenten, Angehörige der Mittelklasse also. Eine von ihnen ist Mini Perez, eine schlanke Frau um die 50 mit langen dunklen Haaren und energischem Gesichtsausdruck. Vor zwei Jahren hat sie die Gruppe zusammen mit anderen Nachbarn gegründet. „Es geht darum, etwas zu ändern, auch wenn es nur in so einem kleinen Bereich ist wie im Stadtteil. Wir versuchen hier etwas nach unseren eigenen Regeln aufzubauen. Und das wichtigste was hier entstanden ist, ist Solidarität. Dass wir uns hier versammeln und darüber sprechen was wir ändern können. Ich glaube für viele von uns hat die Asamblea das ganze Leben verändert.“ Mini Perez war von Anfang an mit dabei. Sie hat einen guten Job als Programmiererin in einer Computerfirma, zwei Kinder, die Tochter geht noch zur Schule. Aber trotz Familie und Beruf geht Mini mehrmals wöchentlich zu ihrer Asamblea, diskutiert über neue Projekte. Viele ihrer Mitstreiter haben Kinder, arbeiten als Psychotherapeuten, Journalisten, Rechtsanwälte oder Büroangestellte, aber es sind auch solche dabei, die in der Krise ihre Arbeit verloren haben. Wie Mini Perez sind viele aus der Generation, die die Militärdiktatur Ende der 70er Jahre erlebt haben. „Es gibt in diesem Land kaum jemanden, der nicht ein Familienmitglied oder einen Nachbarn oder einen Freund hat, der verschwunden ist“, sagt Mini. „Das geht quer durch die ganze Gesellschaft. Nach dieser schrecklichen Zeit kam die Demokratie, aber die Angst blieb. Denn es wurde niemand zur Rechenschaft gezogen, niemand verurteilt. Es blieb diese Angst, dass die Beteiligung, dass das Sich-Einmischen wieder zu diesem Alptraum führen könnte.“

Oft reagieren andere Nachbarn nicht gerade erfreut über die Ansammlung zerlumpter Gestalten, die in der Suppenküche versorgt werden. Eine andere Asamblea, die in der Nähe eines Bahnhofs an einer Straßenecke belegte Brote austeilt, hat oft Probleme, weil Anwohner die Polizei rufen. Solche Schwierigkeiten hat die Gruppe in Villa Crespo weniger, weil sie ein eigenes Gebäude hat. Und hier findet auch nicht nur die Suppenküche und

das regelmäßige Treffen ein Mal die Woche statt, sondern es ist auch ein Raum für eine Vielzahl kultureller Veranstaltungen, die auch den Nachbarn offen stehen, die sich nicht weiter engagieren wollen. Es gibt Kurse für Zeichnen und Theater, Englisch-Nachhilfe oder Vorträge. Besonderen Zulauf hat im Moment der Tangounterricht, den zwei Profis machen, die auch in der Gegend wohnen. Tango erlebt in der Krise auch ein Revival: Die Zahl der „Milongas“, also der Tango-Tanzlokale, ist enorm gestiegen in den letzten Jahren. „Vermutlich besinnen sich die Leute in schweren Zeiten wieder auf das ursprüngliche, das eigene argentinische“, meint die junge Tangolehrerin.

Es gibt auch einen Gärtnereikurs, der allerdings noch im Entstehen ist: Man sucht nach einem geeigneten Grundstück - auf dem üblichen Wege der Besetzung. An einem Samstag hat sich ein kleines Trüppchen von etwa 15 Leuten eingefunden, bewaffnet mit Spaten und Setzlingen. Man macht einen Gang durchs Viertel und inspiziert brachliegende Flächen in der Gegend. An einem Bahnübergang findet man ein Stückchen Land, und hinter einem Fußballplatz liegt verborgen ein schmaler Streifen wild überwucherter Rasen geschützt hinter einer Mauer. Die Leute vom Fußballverein sind auch schon gefragt worden und haben im Grunde nichts gegen die kleingärtnerische Nutzung des Geländes. Die Nachbarn wollen hier vor allem Gemüse für den Eigengebrauch anbauen. Allerdings zeigt sich der Boden nicht besonders geeignet: Mit jedem Spatenstich stößt man auf Steine und Schrott. Die Entscheidung über das weitere Vorgehen wird danach erst mal vertagt. „Viele Asambleas haben solche Gärten“, erzählt der Kursleiter. Meistens wird das geerntete Gemüse selbst verbraucht, denn viele, die bei diesem Projekt mitmachen, gehören zu denen, die sich mehr schlecht als recht über Wasser halten. Ein älterer Herr ist an diesem Tag bei der Gruppe, der mich mit einem altertümlich klingenden, aber perfekten Deutsch anspricht. Er ist Wolgadeutscher, Nachfahre also von Deutschen, die im 18. Jahrhundert nach Russland ausgewandert waren, dann von dort Ende des 19. Jahrhunderts wieder vertrieben wurden und nach Argentinien kamen. Einen Großteil seines Ersparnen hat er bei der Abwertung verloren, erzählt der Mann, der sich sichtlich freut, mal wieder deutsch zu sprechen. Einige Zeit arbeitete er in Deutschland, in der Poststelle eines großen Unternehmens, doch dann wurde er arbeitslos und ging nach Argentinien zurück. Nun lebt er mehr schlecht als recht von dem, was ihm noch geblieben ist. Am Engagement in der Versammlung ist er aber nicht interessiert, es ist ihm zu politisch – er bleibt lieber beim gärtnern.

3.2. „Am Anfang dachten wir, jetzt kommt die Revolution...“

Ein paar Straßen entfernt von der Plazita Serrano im Stadtteil Palermo Viejo, wo die jungen Designer ihre Ware anpreisen, beginnt „Palermo Hollywood“. Hier sitzen einige TV-Kanäle, und mit etwas Glück kann man bekannte Fernsehmoderatoren abends auf dem Nachhauseweg erspähen oder in einer der schicken Bars und Restaurants, die genauso in Berlin-Mitte oder New York sein könnten. Auch hier gibt es eine Asamblea. Sie hat ihren Platz direkt neben einem nobel gestylten Restaurant, hinter dem Gebäude einer alten Markthalle. Ein großes Tor weist den Weg in den gepflasterten Hof. „Entstanden aus den Demonstrationen vom 19. und 20. Dezember 2001“, prangt es in großen Lettern an einer Mauer. Vor zwei Jahren waren es noch mehrere hundert Menschen, die sich hier regelmäßig trafen. Übrig geblieben sind etwa 30 Personen – und die haben sich vor kurzem auch noch zerstritten. Warum, will niemand so richtig sagen. Aber offensichtlich gab es Meinungsverschiedenheiten über die Zielsetzung der Gruppe. Konkrete Aufgaben zu definieren, war ein langer Prozess, der auch zu Konflikten führte. „Wir wollten etwas demokratisch begründen“, erzählt Pedro Brieger, Journalist, Attac-Aktivist und Soziologe, der zu den Gründungsmitgliedern der Gruppe gehört. „Am Anfang war da nur der Protest, aber dann hatten wir das Gefühl, das genügt nicht. Und da hatten wir das Gefühl, wir müssten etwas in unserem Viertel machen, aber was?“ Heute, zwei Jahre später, kann man auf eine Vielzahl gemeinsamer Aktivitäten zurückblicken: Eine Tetanus-Massenimpfung für die Cartoneros wurde organisiert, ein Handwerksmarkt vor der alten Halle ins Leben gerufen. Im Mai 2002 veranstaltete man ein großes Straßenfest, mit Konzerten, Diskussionsrunden und Straßentheater, das sehr gut besucht war. Es gibt eine engagiert gemachte Homepage (www.palermoviejo.netfirms.com) mit vielen Diskussionsbeiträgen zu Themen wie Kulturpolitik, Entstehung und Aktivitäten der Asamblea, doch am Alter der Beiträge ist auch zu erkennen, dass die Aktivitäten deutlich nachgelassen haben. Und inzwischen treffen sich die beiden getrennten Gruppen zum gleichen Zeitpunkt einmal in der Woche in zwei verschiedenen Räumen des Marktgebäudes. Rechterhand sind etwa ein Dutzend zumeist Männer im Rentenalter übrig geblieben. Auf der linken Seite trifft sich die etwas jüngere Sektion, in einem zugigen, mit Plastikstühlen möblierten Raum. Ein Schriftführer legt die Tagesordnung fest, eine Sanduhr soll dazu dienen, die Wortbeiträge kurz zu halten, was auch nötig ist, denn die meisten Teilnehmer reden ausdauernd über ihre Ansicht. Der obligatorische Mate macht die Runde: Ein kleiner ausgehöhlter Kürbis mit Teekraut und einem Trinkröhrchen, in den heißes Wasser geschenkt wird. Heute geht es um ein Problem, das die Zukunft der Versammlung bedroht: Es gibt Zweifel, ob

die Stadt den Vertrag verlängern wird, der der Asamblea die Nutzung des Gebäudes erlaubt. Außerdem ist eine junge Sozialarbeiterin zu Gast, die eine Idee für die weitere Nutzung der Räume vorträgt: Eine Kooperative sucht einen Raum für eine Tageseinrichtung für geistig Behinderte, eine Art betreuter Treffpunkt. Man ist einverstanden, darüber nachzudenken, sobald der Mietvertrag verlängert wird. Tatsächlich böte das Gelände für wesentlich mehr Aktivitäten Platz. Zwei Jahre nach den großen Demos merkt man, dass der Schwung deutlich nachgelassen hat, dass viele Aktivitäten schon eine Weile her sind. Dass die Asambleas mit der Zeit so viele Mitglieder verloren haben, erklärt sich Pedro Brieger mit zu hoch gesteckten Erwartungen. „Einige Leute haben geglaubt, hier kommt die Revolution, aber nach einiger Zeit waren sie enttäuscht“, meint er. Andere erklären sich den Rückgang der Bewegung mit dem so genannten „Efecto K“, der Hoffnung auf den neuen Präsidenten Nestor Kirchner, der seit Mai 2003 an der Regierung ist. Immerhin hat er mit der juristischen Bewältigung der Militärdiktatur begonnen, in dem er das „Schlusstrichgesetz“ aufhob, das Carlos Menem kurz nach der Diktatur erlassen hatte, und er säuberte den korrupten Justiz- und Polizeiapparat.

Für Brieger selbst wie für viele andere, die bis heute aktiv sind, ist die Asamblea auch mehr als ein Ort politischen oder kulturellen Engagements. „Wir haben hier Leute kennen gelernt, die direkt um die Ecke wohnen und die wir vorher nicht kannten, und es sind echte Freundschaften entstanden“, erzählt er. Man trifft sich auch zu gemeinsamen Unternehmungen, und geht nach den wöchentlichen Versammlungen, die meistens von 21 Uhr bis Mitternacht gehen, noch gemeinsam etwas essen - so späte Mahlzeiten sind in Buenos Aires ganz normal. Auch in der „Asamblea Villa Crespo“ von Mini Perez wird einmal im Monat ein offenes Fest mit Musik und Buffet veranstaltet, wo es nur ums feiern und kennen lernen geht.

3.3. Die „Ley de las Comunas“

Es regnet – Frühlingswetter in Buenos Aires. In einer zugigen Aula der Universität haben sich etwa 20 Menschen eingefunden. Die meisten um die Mitte 50 und älter. Die „Asamblea Villa Urquiza“ hat zu einer Filmvorführung eingeladen. Der prämierte Kurzfilm eines jungen Regisseurs über die Aufstände von 2001 wird gezeigt und ein Dokumentarfilm aus Patagonien. Dort kämpfte die Bevölkerung der Stadt Esquel erfolgreich gegen die Errichtung einer Goldmine. „Es sind vielfach solche kulturellen Aktivitäten, die wir machen“, erzählt Alfredo Schwarcz, der Mitglied der „Asamblea Villa Urquiza“ ist. Von der einst großen Versammlung sind noch etwa 25

Personen übrig geblieben. Einmal die Woche treffen sie sich in einem kahlen Raum im Bahnhof ihres Viertels. Etwa zwölf meist ältere Frauen und Männer stehen im Kreis, diskutieren gemeinsam ihre nächsten Projekte, nur eine Dame hat sich ein Stühlchen mitgebracht. Ein Fest am Tag der „Entdeckung Amerikas“ wird geplant, bei dem die Kultur der Indigenos, der indianischen Ureinwohner, im Vordergrund stehen soll. Die Diskussion dreht sich um praktisches: Wer betreut die Stände, wer kümmert sich um die Band, was soll es zu essen geben. Relativ lange wird darüber diskutiert, ob es lieber die landestypische „Parilla“, also auf dem Holzkohlegrill gegarte Würste und Steaks, geben soll, oder lieber Empanadas, gefüllte Teigtaschen. Empanadas, so ein Argument, machen mehr Arbeit – aber sie kommen aus der indigenen Tradition und passen besser zum Anlass des Festes. Die Entscheidung wird auf die nächste Woche vertagt. Ein pensionierter Architekt wird beauftragt, die Plakate für das Fest zu entwerfen, die im Viertel aufgehängt werden sollen. Er wird seinen Entwurf auf einer der nächsten Sitzungen (oder besser: Stehungen...) vorstellen. Das wichtigste Projekt jedoch, das hier zurzeit besprochen wird, ist die „Ley de las Comunas“. In der Verfassung der Stadt Buenos Aires von 1994 ist die Einrichtung solcher Kommunen schon vorgesehen. Zum 1. Oktober 2001, so war die Vorgabe, sollte der Prozess bereits abgeschlossen sein. Doch bisher ist nichts passiert. In Artikel 127 definiert die Verfassung die Kommunen als dezentrale politische und administrative Einheiten der Stadt. Die Delegierten in den Kommunen sollen von den Bewohnern der jeweiligen Stadtteile gestellt und gewählt werden, und sie sollen über den Teil des Haushalts mitverfügen dürfen, der für kommunale Aufgaben eingeplant ist. Um den Gesetzgebungsprozess in Gang zu bringen, hat sich eine Vielzahl von Asambleas der Stadt zusammengeschlossen. Ganze Gesetzestexte wurden erarbeitet, und vor allem: Unterschriften gesammelt. Denn die Verfassung sieht ebenfalls vor, dass aus dem Kreis der Bürger ein Gesetzgebungsverfahren in den Rat der Stadt eingebracht werden kann, wenn dafür eine bestimmte Anzahl von Unterschriften gesammelt werden. 4.500 sind es in diesem Fall.

„Ein Kommunalgesetz – jetzt! Wir brauchen die Kommunen!“, schallt es aus zwei Lautsprechern. Direkt vor dem Rathaus der Stadt Buenos Aires haben sich etwa hundert Aktivisten versammelt. Die obligatorischen Spruchbänder werden hochgehalten, lautstark getrommelt. Eine riesige Geburtstagstorte prangt auf einem Tisch: ein quadratmetergroßer Kuchen, mit Zuckerguss garniert. Heute vor genau zwei Jahren lief die Frist aus, innerhalb derer ein Kommunen-Gesetz verabschiedet werden sollte - daran soll die Torte erinnern – und daran, dass die Bürger ihr Stück vom Kuchen einfordern. „Wir Nachbarn wissen doch am besten, was in unserem Viertel not tut“, sagt mir eine etwa 50-jährige Frau ins Mikro. Sie ist Mitglied der

Asamblea von Belgrano. „Bei uns im Viertel sollten Suppenküchen eingerichtet werden, man muss sich um die Instandhaltung der Plätze kümmern, und außerdem muss man den Arbeitslosen Jobs geben!“ Arbeitslos ist sie auch selber, erzählt sie, und aufgrund ihres Alters sei es fast unmöglich, wieder eine Stelle zu finden. Unterschiedlichste Erwartungen werden an die Kommunen geknüpft.

Die Unterschriftenlisten gehen herum, doch nur wenige Passanten interessieren sich für das Spektakel. Immerhin hat „Clarín“, die wichtigste Zeitung Argentiniens, heute einen Bericht über das Thema gebracht. Für Patricia Schwarcz-Fränkell von der „Asamblea Villa Urquiza“, die auch unter den Demonstranten ist, ist das Projekt von großer Bedeutung. „Wir sind zu sehr an die Diktatur gewöhnt gewesen, jetzt müssen wir lernen, auf die Straße zu gehen, uns zu artikulieren. Diese Entwicklung ist wichtig, weil die Leute jetzt keine Angst mehr haben, und weil sie lernen, miteinander zu reden, sich zu einigen, und es laut vorzutragen.“

4. Piqueteros – Der Protest der Arbeitslosen

Ein paar Tage später, eine andere Demo – allerdings mit viel größeren Dimensionen. „Wir fordern Gesundheit, Arbeit, und vor allem: Schluss mit der Repression! Solidarität und Kampf!“, dröhnt es aus den Boxen. Über 6.000 Menschen haben sich vor einer Rednertribüne versammelt. Mitten auf einer Hauptverkehrsstraße mit sechs Spuren. Sie alle sind Piqueteros. So werden sie genannt, weil sie ihre Forderungen bekräftigen, indem sie Straßenblockaden veranstalten – „piquetes“. Der Hunger treibt sie auf die Straße, und die Wut – denn als Arbeitslose leben sie seit Jahren in katastrophalen Zuständen: Ganze Familien überleben mehr schlecht als recht mit minimaler staatlicher Unterstützung. Fast 20 Prozent der Bevölkerung hat keine Arbeit, weitere 20 Prozent sind unterbeschäftigt, und es gibt kein soziales Netz, das sie auffängt.

Auch heute bringen die Piqueteros den Verkehr zum Erliegen. Vermummte junge Männer mit langen Knüppeln halten die Autofahrer zurück. Von denen haben die wenigsten Verständnis für die Demonstration. „Ich finde das unmöglich! Diese Typen schaden uns, denen, die Arbeit haben. Ich steh jetzt schon seit 20 Minuten hier. Und so geht das ständig.“ Der Geschäftsmann im silbernen Kleinwagen lehnt sich entnervt zurück. Während die Nachbarschaftsversammlungen der Mittelklasse etwas an Schwung verloren haben, sind die Piqueteros eine Massenbewegung mit mindestens 200.000 Mitgliedern. Aufgeteilt in verschiedene Gruppierungen. Und sie wollen stören. Auch wenn das manchmal gefährlich ist, denn immer wieder kommt es

bei den Demonstrationen zu Auseinandersetzungen mit der Polizei. Zwei Demonstranten sind im vergangenen Jahr erschossen worden, immer wieder gibt es Verletzte.

Innerhalb der Piqueteros gibt es verschiedene, teilweise sehr unterschiedliche Strömungen. Es gibt die stärker strukturierten Organisationen, die teilweise den alternativen Gewerkschaften oder linken Parteien nahe stehen, dazu gehört zum Beispiel der „Polo Obrero“; aber auch das parteiunabhängige „Movimiento Teresa Rodriguez“. Wenn auch die inhaltliche Ausrichtung und die Organisationsformen meist unterschiedlich sind, ist ihnen doch eine politische Zielrichtung gemeinsam, die mindestens auf Reform der Gesellschaft hinarbeitet oder sogar revolutionäre Visionen hat. Die Repräsentanten der Organisationen werden dabei basisdemokratisch legitimiert; dass es Hierarchien gebe, wird weit von sich gewiesen. Allerdings ist mir in vielen Gesprächen beim MTR eine starke Diskrepanz zwischen dem sehr situationsbezogenen Argumentieren einfacher Mitglieder und den viel weitergehenden politischen Zielen etwa des MTR-Generalsekretärs Roberto Martino aufgefallen.

4.1. Die „Bewegung Theresa Rodriguez“

Die Mitglieder des MTR, des „Movimiento Teresa Rodriguez“, sind leicht zu erkennen: sie tragen Halstücher im Hellblau der argentinischen Nationalfahne. Benannt hat sich die Gruppe nach der ersten Toten während einer Straßenblockade, der jungen Lehrerin Teresa Rodriguez. Das MTR ist eine der größeren Piquetero-Gruppen mit etwa 10.000 Mitgliedern, gilt als radikal und marxistisch orientiert. Auch wenn es den meisten weniger um die Revolution geht, als darum, endlich in einer gerechten Gesellschaft zu leben. „Wir kämpfen hier für das Wohlergehen von unseren Kindern, von uns selbst, vom ganzen Land!“, sagt Porfilia Mensia vom MTR. „Und es gibt keine andere Möglichkeit als zu kämpfen. Diese Regierung verarscht uns, und unsere Kinder sterben an Hunger und Krankheiten. Wir brauchen Verantwortung, Ehrlichkeit, keine Diebe, denn die da oben sind alle Diebe.“ Porfilia Mensia kam vor über 30 Jahren zum arbeiten nach Buenos Aires - heute kämpft sie als Piquetera ums Überleben. Ihrer dunklen Haut und den Gesichtszügen sieht man ihre Indio-Herkunft an. Porfilia lebt in Florencio Varela, einem Vorort. Eine gute Stunde dauert die Bahnfahrt von der Demo zurück nachhause. Es dauert Stunden, bis die Demonstranten, geordnet nach ihren Gruppen, die Züge bestiegen haben. Auf dem Bahnsteig wird eine junge Frau in der Menge ohnmächtig. „Das passiert öfter, wegen der

Unterernährung“, erklärt mir Roberto Martino vom MTR, mit dem ich auf die Demonstration gefahren bin.

Dann endlich ist unsere Gruppe dran mit Einsteigen. Rumpelnd verlässt der Zug den Hauptbahnhof Constitucion am Rande der Millionenmetropole. Schon nach wenigen Kilometern lichten sich die Häuserreihen, die Waggons rattern über eine Brücke, passieren einen stinkenden Seitenarm des Rio de la Plata, an dessen Ufer kleine schiefe Wellblechhütten stehen. Hier beginnen die Vorstädte. Florencio Varela ist ein Arbeiterviertel, ziemlich heruntergekommen. An einer Straßenecke prangt in großen hellblauen Lettern das Zeichen der Gruppe. Hier ist der Hauptsitz des MTR. Eine Baracke, ein kleiner umzäunter Vorplatz. Ein junger Mann ist dabei, einen großen Ofen anzufeuern. Auf einem wackligen Tisch kneten zwei Frauen große Mengen Brotteig. Die Piqueteros bereiten sich auf den Ansturm von etwa 100 Kindern vor, die hier nach der Schule Brot und warme Milch bekommen. Außerdem gibt es täglich Mittagessen für 300 Personen. Ein paar Häuser daneben ist in einem kleinen Ladenlokal eine Krankenstation untergebracht. Viel mehr als Blutdruckmessen und erste Hilfe kann in dem kärglich eingerichteten Raum allerdings nicht geleistet werden. Aber einmal in der Woche kommt ein Arzt vorbei. Immerhin, denn die gesundheitliche Versorgung ist eines der größten Probleme der neuen Armen. Das nächste Krankenhaus – dort gibt es eine kostenlose Notfallversorgung – ist weit, für Arztbesuche hat hier keiner Geld. Mercedes Santana ist Krankenschwester hier, eine kleine, rundliche Frau, der die oberste Reihe der Schneidezähne fehlt. Sie ist 58, hat vor fünf Jahren ihren Job verloren und keine Chance, noch einmal eingestellt zu werden, meint sie: zu alt. Deshalb hat sie sich vor einigen Jahren den Piqueteros angeschlossen. Die Organisation hilft ihren Mitgliedern, an einen „Plan de trabajar“ zu kommen: Eine Art Mischung aus staatlicher Sozialhilfe und Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, denn für den Erhalt des Geldes müssen kleinere Aufgaben getätigt werden, normalerweise bei der Kommune, die den „Plan“ vergibt. Die Hilfe beträgt 150 Pesos, umgerechnet 50 Euro im Monat, das ist auch für Argentinien sehr wenig. Pro Familie kann immer nur ein „Plan“ erteilt werden, und selbst das nur unter bestimmten Voraussetzungen. Die Piquetero-Gruppen erkämpfen „Planes“ für ihre Mitglieder, organisieren die Arbeitskräfte in ihren eigenen Einrichtungen und lassen sich meist einen kleinen Anteil für die Mahlzeiten in den Suppenküchen auszahlen. Mercedes Santana ist mit diesem Prinzip zufrieden. „Wir wollen zeigen das wir zu etwas nutze sind! Also arbeiten wir hier. Wir sitzen nicht zuhause rum und warten auf unsere 150 Pesos, die verdienen wir uns, zum Beispiel hier oder in der Suppenküche.“

Die Piquetero-Blockaden sind oft mit ganz konkreten Forderungen verbunden – zum Beispiel nach „Planes“ für neue Mitglieder, nach

Lebensmitteln o.ä.. Manchmal hat das etwas tragisch-komisches, wie diese Liste einiger kleinerer Piquetero-Gruppen, die im Oktober 2003 den Platz vor dem Arbeitsministerium in Buenos Aires blockierten. „Wir fordern: Sozialhilfe für 3.000 Personen, 5.000 Paar Schuhe, drei Tonnen Kleidung, acht Kühlschränke, Werkzeug zur Bestellung unserer Gemüsegärten, Bücher für 50 öffentliche Bibliotheken.“⁴ Diese Blockade hatte übrigens für große Aufregung gesorgt, weil die Demonstranten den Arbeitsminister Carlos Tomada eine Nacht über daran hinderten, das Gebäude zu verlassen, womit für die Regierung Kirchner die Grenze überschritten war: Zum ersten Mal wurde wegen eines „piquete“ Anklage erhoben, ein Verfahren läuft, was wiederum alle anderen Piquetero-Gruppen zu großen Solidaritätskundgebungen auf den Plan rief.

Über die Demonstrationen hinaus funktionieren die Organisationen wie eine Art selbst organisierte Kommune. Sie unterhalten Stützpunkte in den armen Stadtteilen der gesamten Provinz Buenos Aires, wo rund ein Drittel der argentinischen Bevölkerung lebt (in der Stadt leben circa drei Millionen, im gesamten Umland circa 13 Millionen Menschen). Hier versuchen sie, das zerstörte soziale Netz selbst neu zu knüpfen. Eigene Gemüsegärten, Bäckereien, unzählige Suppenküchen und kleine Manufakturen hat der MTR inzwischen aufgebaut. Doch das reicht Roberto Martino längst nicht. Freimütig erzählt der Generalsekretär der Bewegung in seinem kleinen Büro von seinen Zielen. Dass der neue Präsident ein Kritiker des Neoliberalismus ist, dass er mit der längst fälligen Vergangenheitsbewältigung begonnen hat und sich weigert, Strom und Wasserpreise massiv zu erhöhen, wie es der IWF fordert, beeindruckt viele Piqueteros wie ihn wenig. „Die Situation im Land wird immer schlimmer, die Armut wächst“, meint Martino. „Wir stehen vor großen Auseinandersetzungen. Um die Probleme hier in Argentinien wirklich zu lösen brauchen wir eine Revolution! Es gibt keine andere Lösung. Was wir uns vorstellen, ist eine Art Volksrepublik, die man am ehesten vergleichen könnte mit dem Vorbild Cuba.“

Doch auch Roberto Martino weiß, dass die Bewegung davon noch weit entfernt ist. Zu zersplittert sind die verschiedenen Piquetero-Gruppen, es fehlt eine gemeinsame Strategie, die über die Blockaden hinausgeht. Und seinem freundlichen Lächeln ist schwer zu entnehmen, wie ernst er es mit der Revolution meint. Als ich ihn frage, was er denn von der diesjährigen Verhaftungswelle von Oppositionellen und Journalisten auf Cuba hält, zuckt Martino mit den Schultern und erklärt: „Das sind keine Oppositionellen, das sind Konterrevolutionäre!“ Eine Diskussion mit dem Mann ist schwierig.

⁴ laut „Clarín“ vom 2.11.03, S. 30

In den Slums von Buenos Aires hat man einen anderen Blick auf Cuba, macht Martino deutlich. Immerhin gebe es im karibischen Sozialismus ein flächendeckendes Gesundheits- und Bildungssystem und keine solche Kluft zwischen arm und reich.

4.2. Die „Bewegung der arbeitslosen Arbeiter“ in Solano

Weniger radikal als der MTR ist der MTD, das „Movimiento de Trabajadores Desocupados“ im Vorort Solano, einem Industriegebiet mit etlichen brachliegenden Fabriken.⁵ Eine recht kleine, aber wichtige Gruppe, die versucht, sich nicht hierarchisch zu organisieren und die sich um die Verwirklichung ihrer Ideale von Solidarität und sozialer Gleichheit im eigenen Viertel bemüht. Als ich die Gruppe besuche, empfängt mich Alberto Espagnolo, ein sehr freundlicher Mann von 38 Jahren mit dunklem Vollbart. Bereitwillig gibt er Auskunft über die Gruppe, der im Viertel etwa 600 Personen angehören. Gegründet hatten sie sich 1997, vorrangig mit dem Ziel, für ihre Mitglieder eigene „planes de trabajar“ zu erkämpfen, weil es bei der Vergabe durch die städtischen Behörden immer wieder zu Schwierigkeiten gekommen war; eine Einschätzung, der ich bei meinen Recherchen immer wieder begegnet bin. Der MTD Solano unterhält eigene Suppenküchen, macht Gesundheitsaufklärung, Erwachsenenbildung, hat einen Kindergarten und mehrere Produktionsstätten und Gärten. Alfredo Espagnolo ist kein typischer Piquetero – er hat Theologie studiert und war Priester in dieser Gemeinde. Wegen seiner Teilnahme an den Blockaden der Piqueteros und weil er arme Familien bei Landbesetzungen unterstützte, wurde er entlassen, erzählt er. Seine Enttäuschung über die Kirche ist groß, und sein Engagement will er nicht aufgeben. „Piquetero sein heißt, für seine Würde zu kämpfen. Eine Würde, die wir in dieser Gesellschaft der Ausbeutung und Unterdrückung verloren haben. Kämpfen für das, was wir wollen. Mit dem 19. und 20. Dezember hat hier eine neue Etappe in der Geschichte begonnen, aber ich glaube, dieser Kampf wird immer weitergehen“, meint Espagnolo.

⁵ Über den MTD Solano ist erschienen: *Mas alla del corte de rutas*, von Francisco Ferrara, Buenos Aires 2003

5. Exkurs: Besuch im Armenviertel „Villa 21“

Silvina Dupraz ist Ernährungsberaterin und Angestellte in einem kleinen städtischen Gesundheitszentrum. Jeden Morgen fährt sie von der Innenstadt in einen der Slums vor der Stadt, die hier „Villa Miseria“ heißen. Etwa eine Stunde dauert die Fahrt mit vier verschiedenen Buslinien. Im letzten Bus vor dem Ziel sieht man spätestens am Aussehen der anderen Fahrgäste, dass man auf dem Weg in eine Villa ist. Die Straßen sind ungeteert, es geht vorbei an ein paar Neubausiedlungen, die an Plattenbauten erinnern, dann hält der Bus. In die kleinen Straßen der Villa 21 kommt er nicht hinein. Die Wege zwischen den Häusern sind so schmal, dass manchmal gerade noch ein Fahrrad hindurchpasst. Kleine Einraumhäuschen aus Holz und Ziegeln stehen eines neben dem anderen.

Das Gesundheitszentrum steht am Rand der Siedlung, die hier vor dreißig Jahren durch wildes Siedeln am damaligen Stadtrand entstanden sind, dort wo sich die städtische Industrie mit Fabriken und Produktionsstätten niedergelassen hat. Viele der Gebäude sind nicht mehr in Betrieb, nur selten hört man Maschinenlärm hinter den hohen Mauern der Anlagen. Dennoch kommen immer noch Menschen hierher, erst vor ein paar Jahren sind die neuesten Häuser auf einer Müllkippe errichtet worden. Gestern wie heute sind es viele Paraguayer und Argentinier aus den ärmeren ländlichen Regionen wie Misiones im Norden, die sich hier auf der Suche nach Arbeit in der Stadt niederlassen wollen. Die meisten von ihnen haben keine Ausbildung, sind einfache Landarbeiter, die Analphabetenrate ist hoch, erzählt die Ernährungsberaterin Silvina. Ein Güterzug rattert regelmäßig an den Häuserzeilen vorbei. Noch immer lagern unter vielen Häusern etliche Schichten verwesender Abfälle, was zu Krankheiten führt. Das nächste Krankenhaus ist weit, deshalb ist das Zentrum wichtig für die Bewohner der Villa. Sie kommen wegen kleinerer Behandlungen, aber auch zu den Kursen, die hier angeboten werden. Eine Gruppe von Hausfrauen wird in einer Art ABM-Maßnahme in den einfachsten Regeln der Hygiene, Ernährung und Gesundheitsvorsorge unterrichtet. Mangel und Fehlernährung sind hier häufiger als Unterernährung, doch auch die gibt es, erzählt Silvina, die versucht, den Müttern zu zeigen, wie man sich mit wenigen Mitteln zumindest etwas ausgewogener ernähren kann, besonders die Kinder. Erstaunlicherweise sind viele der Frauen, die man hier sieht, eher zu dick. Das liegt am Konsum billiger Lebensmittel wie Brot und Reis und stark gezuckertem Mate-Tee, selten Fleisch. Gemüse und Obst stehen so gut wie nie auf dem Speiseplan.

Die Frauengruppe stellt heute die Ergebnisse eines Projekts zum Thema Aidsvorsorge vor. In Grüppchen zu drei oder vier haben die Frauen, die zwischen 20 und 40 Jahre alt sind, Plakate entwickelt, in denen über

Ansteckungsgefahren und Verhütung aufgeklärt wird. In der argentinischen Macho-Gesellschaft entscheidet allerdings meistens der Hausherr darüber, ob ein Kondom benutzt wird oder nicht. Die Plakate sollen nun im Gesundheitszentrum aufgehängt werden. „Plan Jefa de Hogar“ heißt die Maßnahme, die den Teilnehmerinnen ermöglicht, sich ein kleines monatliches Einkommen von 150 Pesos (umgerechnet 50 Euro) zu sichern, während sie sich ihrerseits verpflichten, ihre neu gewonnenen Kenntnisse weiterzuvermitteln. Solche, wenn auch minimalen staatlichen Unterstützungen gibt es, ebenso wie das Gesundheitszentrum, dennoch sind die Einrichtungen alles andere als ausreichend. Ein paar wenige Suppenküchen bezuschusst die Kommune, in denen sich zur Mittagszeit hunderte von hungrigen Familien aus der Villa 21 schichtweise nacheinander drängen. Der Massenansturm wird von drei Frauen in einer armseligen Küche unter freiem Himmel gemeistert; mit roten Köpfen beugen sie sich über das offene Feuer und braten bergeweise „Milanesas“, die argentinische Version des Wiener Schnitzels. Wer hier einen Platz ergattert hat Glück, doch es ist grundsätzlich immer viel zu wenig Essen da, erzählt die ältere freundliche Frau, die hier das Regiment führt. Das Lokal ist nicht mehr als ein überdachter Vorplatz vor ihrem eigenen Wohnhäuschen. Ohne Eigeninitiative von Leuten wie ihr gäbe es in der Villa 21 keine einzige Suppenküche.

6. Die „*fabricas recuperadas*“ – Fabrikbesetzungen

Als in den 90er Jahren in der Menem-Ära ein Großteil der staatlichen Unternehmen privatisiert und modernisiert wurden, hatte das einen massiven Abbau an Arbeitsplätzen zur Folge. Die Wirtschaftskrise führte dann dazu, dass zusätzlich viele Firmen Pleite machten, die Besitzer der verschuldeten Betriebe sich ins Ausland absetzten und ihre Angestellten oft mit monatelangen Lohnrückständen zurückließen. Manche Arbeiter haben sich deshalb für einen Weg des Protests entschieden, der sie nicht auf die Straße, sondern zurück an die Maschinen führt: Etwa 10.000 Menschen in Argentinien haben sich einfach geweigert, die Schließung ihrer Betriebe hinzunehmen: Sie besetzten sie. Heute sind etwa 180 Firmen besetzt, etwa 130 von ihnen sind wieder in Betrieb. Sie werden von Belegschafts-Kollektiven geführt – inzwischen sogar legal, wenn auch in vielen Fällen zunächst zeitlich begrenzt. Meistens kommt es in Folge einer Besetzung zu Verhandlungen mit dem zuständigen Konkursverwalter, und die häufigste Einigungsform war die Überlassung des Produktionsbetriebes und des erwirtschafteten Lohns an die Arbeiter-Kollektive, allerdings für einen zumeist auf zwei Jahre befristeten Zeitraum. Der Forderung nach Enteignung der alten Besitzer,

Verstaatlichung und Betriebsführung unter Arbeiterkontrolle kam der Staat nur in wenigen Fällen nach. Besonders die sozialistischen Gruppen favorisieren diese Lösung, wie etwa die Arbeiterpartei Partido Obrero, doch meiner Einschätzung nach hat dieses Modell aus der Vorstellungswelt der kommunistischen Bewegung wenig Aussicht auf Erfolg, allein schon wegen des problematischen Umgangs mit den Eigentumsrechten der ursprünglichen Besitzer. Die kurzfristigen Lösungen allerdings bergen die Gefahr, dass die Bewegung langfristig nicht bestehen kann, denn in den wenigsten Fällen werden die Kollektive in der Lage sein, die Betriebe nach Ablauf der Interims-Lösungen zu erwerben. Wie es also in einigen Jahren mit den besetzten Betrieben aussieht, ist im Moment schwer abzusehen.

Entstanden war diese ungewöhnliche Widerstandsform, die meines Wissens nach außerdem nur in Brasilien existiert, bereits vereinzelt Ende der 90er Jahre, aber nach den Demonstrationen des 19. und 20. Dezembers 2001 wurde sie zu einer regelrechten Bewegung. Die meisten Besetzungen gibt es heute im Großraum Buenos Aires. So ist zum Beispiel die Bekleidungsfabrik Brukman, deren Besetzung und mehrfache Räumung auch internationales Medienecho fand, direkt in der Hauptstadt, im Stadtteil Once. Aber auch in anderen Gebieten des Landes hat man Betriebe besetzt, in Neuquen etwa die Kachelfabrik Zanon.

Bei ihrer Vermarktung stützen sich viele Betriebe der Bewegung auf die Strukturen, die durch Stadtteilversammlungen und Piqueteros entstanden sind und appellieren an den bewussten Konsum von Gütern aus ihren Betrieben, sowohl beim privaten Verbraucher als auch bei Kommunen oder Krankenhäusern.

6.1. (Kultur)fabrik IMPA, Brukman, Chilavert, Hotel Bauen

IMPA, eine Aluminium verarbeitende Fabrik in Buenos Aires. 170 Arbeiter sind hier in Tag- und Nachtschichten bei einer 45-Stunden-Woche im Einsatz. Sie sind alle Mitglieder des Kollektivs, das das Unternehmen führt. Dosen und Tuben für Salben und Kosmetik oder Einweg-Teller und Töpfchen werden hier hergestellt – IMPA hat eine breite Produktpalette. Dabei stand das Traditionsunternehmen Mitte der 90er Jahre vor dem Aus. Doch statt die Schließung hinzunehmen, besetzte eine Gruppe von 50 entlassenen Arbeitern die Fabrik und erreichte im Konkursverfahren die Übernahme der Geschäftsführung. IMPA war damit eines der ersten stillgelegten Unternehmen in Argentinien, die von Arbeitern wieder in Betrieb genommen wurden. Die meisten anderen sind in den letzten zwei Jahren dazugekommen. Darunter Druckereien, Bäckereien, Ziegelfabriken oder

Textilproduktionen. Als ich die Fabrik besuche und mich an der Pforte melde, kommt wenig später einer der Arbeiter, um mich durch den Betrieb zu führen. Eine Stunde lang zeigt er mir den Schmelzofen, die Walzbänder und Stanzmaschinen. Castillo arbeitet seit 21 Jahren bei IMPA. Vieles hat sich geändert, seit die Fabrik vom Kollektiv geführt wird, erzählt er. „Es gibt jetzt viel mehr Beteiligung. Alle Entscheidungen werden gemeinsam getroffen. Bei einer Versammlung haben wir zum Beispiel entschieden, dass bei Neueinstellungen immer die Söhne der Arbeiter von IMPA bevorzugt werden.“ In den unteren Räumen herrscht ohrenbetäubender Lärm, aber im zweiten Stock hört man kaum noch etwas davon. Hier hat man Ateliers eingerichtet – täglich finden hier Kurse für Malerei bei namhaften Künstlern statt, es gibt Musikunterricht, Grafikstunden, wechselnde Ausstellungen, Theaterstücke und Konzerte in der weitläufigen „Kulturfabrik“. Die Zusammenarbeit mit den Künstlern hatte sich mehr oder weniger spontan entwickelt, erzählt Marcelo Castillo. „Die kamen und fragten nach Räumen“, erinnert er sich. Anfangs waren die Arbeiter davon gar nicht so angetan. Aber in der Phase der Besetzung merkte man schnell, dass die Unterstützung nützlich sein könnte, und machte die Zusammenarbeit zum Konzept. Heute arbeitet man friedlich nebeneinander, wenn es auch weniger die IMPA-Arbeiter sind, die zu den Kursen gehen, wie einer der Künstler in seinem Atelier zugibt.

Die Bewegung wird anders als die Piqueteros von einer Mehrheit der Bevölkerung positiv gesehen, meint Fabio Resino von der Dachorganisation der besetzten Fabriken, dem MNER. „Die Bewegung hat viel Kraft, weil sie unterstützt wird, bei einer Arbeitslosigkeit von 20 Prozent und bei einem Anteil von Armen von über der Hälfte der Bevölkerung wird es gutgeheißen, dass wir etwas tun, um Arbeitsplätze zu erhalten.“ Selten gingen die Besetzungen allerdings ohne Zusammenstöße ab. Die Textilfabrik Brukman etwa wurden immer wieder gewaltsam geräumt. Im Dezember 2001 war die Fabrik geschlossen worden, zurück blieben die Arbeiterinnen, die schon monatelang kaum Lohn bekommen hatten. Als die Fabrikbesitzer, die Brüder Brukman, auch im Januar 2002 nicht wiederkamen, besetzte eine Gruppe von 50 Arbeiterinnen das Unternehmen und nahm die Arbeit an den Maschinen wieder auf. Ein erster Gerichtsbeschluss erlaubte ihnen die Nutzung, doch die Besitzer gingen in die Revision. Dreimal wurde das Gelände inzwischen von der Polizei geräumt, dabei kam es zu gewalttätigen Ausschreitungen der Polizei gegen die zumeist älteren Frauen und ihren Unterstützern aus der Bewegung. 30 Menschen wurden durch Schlagstockeinsatz und Gummigeschosse verletzt. Das war Ostern dieses Jahres. Seitdem campierten die Frauen in einem Zelt vor dem Fabrikgebäude und wurden damit über die Grenzen Argentiniens hinaus bekannt. Nicht

allen in der Bewegung der Fabrikbesetzungen gefällt das, denn die Fabrik Brukman stand von Anfang an unter dem Einfluss trotzkistischer Splittergruppen. Ihre Forderung: Der Staat solle den überschuldeten Betrieb enteignen. Im November diesen Jahres gab es dann eine Einigung, für zunächst zwei Jahre befristet sollen die Frauen wieder in der Fabrik arbeiten dürfen. Eine ähnliche Lösung gab es auch für die Mitarbeiter der kleinen Druckerei Chilavert.

Auch die Drucker campierten monatelang Tag und Nacht in der Fabrik, als ihre Firma Konkurs anmeldete, um den Verkauf der Maschinen zu verhindern. Ein Jahr hatte man ihnen keinen Lohn bezahlt, durch die Pleite standen sie vor dem Nichts. Mit der Besetzung erreichten sie, dass ihnen die Weiterführung des Betriebs in einer Art Pachtverhältnis zugestanden wurde. Als ich den Betrieb am Stadtrand besuche, ist gerade Mittagspause. Sofort werde ich eingeladen, mitzuessen: Es gibt einen großen Topf Spaghetti mit Hackfleischsauce. Die Frau eines Mitarbeiters kocht die Mahlzeiten zuhause und bringt sie mittags her. Beim obligatorischen Kaffee nach dem Essen erzählt man bereitwillig von den wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Kooperative. „Wir sind verarmte Arbeiter, mit halbleeren Fabriken und ohne Arbeitskapital“, schmunzelt der etwa fünfzigjährige Kollege, der uns später durch die Halle führt, in der alte Druckmaschinen deutschen Fabrikats stehen. „Am Anfang konnten wir uns nur 200 Pesos auszahlen, aber heute sind es immerhin 800. Es ist so: Wir verdienen weniger, aber wir haben mehr Spaß...“ Die ersten Aufträge kamen von anderen Kollektiven, doch auch einige der alten Auftraggeber stiegen wieder ein. Unternehmerische Entscheidungen, wie der Kauf neuer Maschinen, werden in der Mitarbeiter-Versammlung entschieden, bei der Einweisung in die Buchhaltung half der MNER. Wichtig ist den Mitarbeitern, dass sie alle die gleiche Verantwortung tragen - und das gleiche verdienen, egal ob sie Techniker sind oder in der Verwaltung arbeiten.

So weit wie in der Druckerei Chilavert sind die Kollegen des Hotel „Bauen“ noch lange nicht. Das Haus steht mitten im Stadtzentrum, an der viel befahrenen Avenida Callao. Ein verspiegelter Hochhausturm mit 220 Betten. 1978, zur Fußballweltmeisterschaft, wurde das Hotel mit Staatskrediten gebaut. Als „eines der renommiertesten Häuser in Buenos Aires“ beschreibt der Reiseführer „Argentinien und Uruguay“ von Ulrich Brand das Haus. Ab hundert Dollar kostete die Übernachtung – bis das Hotel im Dezember 2001 pleite machte. 70 Angestellte wurden entlassen, die Türen verrammelt, acht Millionen Pesos Schulden lasteten auf dem Unternehmen. In der Folgezeit fand sich keine Lösung, neue Investoren ließen sich nicht finden. Doch die ehemaligen Angestellten wollten nicht an das endgültige Aus ihres Arbeitsplatzes glauben – immerhin ein voll eingerichtetes Hotel mit

Swimmingpool, zwei Restaurants, zwei Salons und der ganzen dazugehörigen Infrastruktur. Im März 2003 besetzten sie das Gebäude – und kämpfen seitdem darum, es als Kollektiv wiederzueröffnen. 42 der ehemaligen Angestellten - Köche, Zimmermädchen, Reinigungspersonal – wechseln sich seitdem damit ab, das Hotel in Schuss zu halten und zu bewachen. Mit Hilfe des MNER gründeten die Angestellten eine Kooperative, die als juristische Person in den Verhandlungen mit den zuständigen staatlichen Stellen auftritt. Ob das ganze Hotel unter ihrer Leitung eröffnet werden kann, ist allerdings fraglich, zunächst einmal will man aber wenigstens die Bar wieder betreiben.

7. Ausblick

Ökonomen sehen in dieser Entwicklung allerdings kein Zukunftsmodell. Der Wirtschaftsexperte und Journalist Carl Moses beobachtet die argentinische Wirtschaft für die deutsche Bundesagentur für Außenwirtschaft bfai. „Wesentlich besser fände ich es, wenn die Argentinier es schaffen würden, wieder Rahmenbedingungen zu schaffen, die normale Investitionen in normale Unternehmen mit normalen Arbeitsplätzen ermöglichen würden“, sagt er. „Wenn die Politiker das nicht hinkriegen, dann können solche Bewegungen eine gewisse Abfederung bringen, damit die soziale Krise nicht zu große Ausmaße annimmt. Im Moment sind diese sozialen Bewegungen und diese von den Arbeitern übernommenen Unternehmen mit Sicherheit etwas, was die Situation lindert, genauso wie der enorme Anstieg der informellen Wirtschaft und der Kleinstunternehmen, die völlig am Fiskus vorbei arbeiten, die haben sich auch enorm ausgebreitet in den letzten anderthalb Jahren. Das ist etwas, was im Moment der Wirtschaft Leben einflößt, aber es ist kein gutes Symptom für die Wirtschaft auf Dauer, wenn sie von Schattenwirtschaft und von Unternehmensbesetzungen lebt. Das kann einfach nicht die Zukunft sein.“ Der soziale Wandel hängt auch von der argentinischen Wirtschaftslage ab – und die ist nach wie vor schlecht, meint Carl Moses. Trotz eines Wachstums von sieben Prozent im vergangenen Jahr: es fehlen die Grundlagen für einen dauerhaften Aufschwung, solange es kein Vertrauen gibt für neue Investitionen. Und: Wie Argentinien jemals die Schuldenlast von 180 Milliarden Dollar begleichen können soll, weiß niemand. Den sozialen Bewegungen gibt der Wirtschaftsexperte deshalb wenige Chancen, ihre Visionen zu verwirklichen. „Abwertung und Inflation sind die besten Möglichkeiten, breite Bevölkerungsschichten zu verarmen. Die Einkommensverteilung hat sich in den letzten Jahren erheblich verschlech-

tert, da können soziale Bewegungen gar nichts dran tun, die Kluft zwischen arm und reich wird immer größer.“

Soziologen und Menschenrechtler setzen dennoch große Hoffnung in die neuen Bürgerbewegungen. Piqueteros, Nachbarschaftsversammlungen, und die besetzten Fabriken: Sie sind für sie das Symbol für ein neues Argentinien. Gabriela Massuh vom Goethe-Institut in Buenos Aires bereitet deshalb eine große Ausstellung zu dem Thema vor, die im Frühjahr 2004 in Köln zu sehen sein wird. „Man versucht, etwas aus dieser Verzweiflung zu machen und die Antwort ist sehr gelungen“, findet Massuh. „Wir reden hier von Demokratie, aber wir erleben hier keine Demokratie die vom Staatswesen ausgeht. Und diese sozialen Bewegungen sind Ersatzteile dieser nicht existierenden Demokratie, was bedeutet, das die Leute insgesamt demokratischer sind als die ganze Nation.“

„Ex Argentina“ ist eine Kombination aus Ausstellung, Diskussionsveranstaltungen, Projekten und Publikationen. Mehrmals haben sich die teilnehmenden argentinischen und deutschen Künstler getroffen, im März 2004 eröffnet eine gemeinsame Ausstellung im Museum Ludwig in Köln⁶. Zu sehen sein wird hier zum Beispiel eine Dokumentation über das Leben der Cartoneros. Neben bildenden Künstlern nimmt auch die oben erwähnte Soziologengruppe „Colectivo Situaciones“ teil, die ihre Art der Forschung als „militante Untersuchung“ bezeichnet, womit sie meinen, die untersuchten Bewegungen nicht nur zu begleiten, sondern auch zu unterstützen. Diego Sztulwark von „colectivo“ ist überzeugt, dass es einen grundlegenden Wandel der argentinischen Realität gibt. „Der Staat hat sich strukturell verändert“, sagt er. „Diese Veränderung zeigt sich als so etwas wie eine relative Abwesenheit des Staates, und das hat zu einer Destrukturierung der sozialen Bindungen, der symbolischen Ordnung geführt und hat völlig neue Formen politischer Aktivität mit sich gebracht.“

Auch der prominente Menschenrechtler, Journalist und Historiker Osvaldo Bayer sieht das so. Von 1976 bis 1983 lebte er in Berlin, weil er in der Militärdiktatur in Argentinien in Lebensgefahr war. Auch heute lebt er die Hälfte des Jahres in einem kleinen Städtchen am Rhein, die andere Hälfte in Buenos Aires. Als ich ihn in seiner bis an die Decke mit Büchern voll gestopften Wohnung im Stadtteil Belgrano besuche, zeigt er sich begeistert über die jüngste Entwicklung in seinem Land. „So etwas hat es in Argentinien noch nicht gegeben. Dass ein Präsident vom Volk abgesetzt wird, das hatten wir noch nicht. Und diese Gruppen, die wir jetzt haben, die Asambleas, sie sind aus dem Nichts entstanden und es gibt sie immer noch. Zwar weniger, aber sie sind noch da, sie haben eine wichtige kulturel-

⁶ Informationen unter www.ex-argentina.org

le und politische Funktion. Ich bin sehr stolz und sehr zufrieden. Ich bin 76 Jahre alt, und wer mich kennt weiß, für mich war der einzige Ausweg immer schon der Weg auf die Straße, wir haben so viele Demonstrationen gemacht, aber so etwas habe ich noch nie gesehen in Argentinien, dass Menschen Fabriken wieder in Betrieb nehmen, dass Leute sich in ihren Viertel zusammentun. Die Piqueteros, die Asambleas, und die besetzten Fabriken sind die wichtigsten Bewegungen der Gesellschaft, wichtiger als die politischen Parteien. Das Leben des Volkes ist in diesen Gruppen“, zeigt sich Osvaldo Bayer überzeugt. Dass es in den Asambleas etwas weniger Engagement geworden ist, sieht auch er durch den viel zitierten „Efecto K“ begründet, also die Hoffnung insbesondere der Mittelklasse, der neue Präsident werde die Situation verändern. Tatsächlich hat auch Bayer Vertrauen in den ehemaligen Gouverneur von Patagonien. Immerhin habe der vor der Vollversammlung der UNO gesagt, alle Argentinier seien Söhne und Töchter der Mütter und Großmütter der Plaza de Mayo, also jener Frauen, die bis heute Woche für Woche gegen das Vergessen der Verschwundenen der Militärdiktatur demonstrieren. Doch die größte Herausforderung, meint Bayer, habe Nestor Kirchner noch nicht bewältigt: Die Verbesserung der Situation der Armen. „Das Problem sind die Piqueteros, die sehen, dass sich ihr Leben nicht verbessert“, meint der Menschenrechtler, und prophezeit: „Es werden noch schwierige Zeiten kommen für Kirchner.“

8. Danke

Die Recherchereise war wirklich eine einmalige Erfahrung, weil ich mich ohne das Stipendium sicher nicht so intensiv mit der argentinischen Gesellschaft beschäftigt hätte. Ich habe dabei viel gelernt und viele Begegnungen mit Menschen gehabt, die alle Kraft daran setzen, ihre Lebensumstände selbst zu gestalten, was mich sehr beeindruckt hat. Und ganz nebenbei habe ich noch eine tolle Stadt wie Buenos Aires so gut kennen gelernt, dass ich am Ende sogar das Busfahrssystem durchschauen konnte! Dafür möchte ich der Heinz-Kühn-Stiftung sehr herzlich danken und besonders Ute Maria Kilian für ihre freundliche Betreuung, ihr Kontakte knüpfen und ihre Unterstützung, auch als es darum ging, das Recherchethema vor Ort noch einmal umzudefinieren.